

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 18

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639649>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 18
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
5. Mai
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Wenn die Maiglöcklein blühen.

Von Heinrich Seidel.

Nun in der schönen Frühlingszeit
Da singt und klingt es weit und breit,
Maiglöckchen blühen im Walde.
Es jauchzt im Busch die Nachtigall,
Und überall mit süßem Schall
Die Lerche ob der Halde.

Und da nun alles tönt und klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Nimmt Hänschen die Trompete,
Und Srischen steht in guter Ruh,
Er singt und schlägt den Takt dazu,
Und mächtig kräht die Grete.

Der liebe Gott im Himmel spricht:
„Zwar allzulieulich klingt es nicht,
Doch will ich drauf nicht sehen!
Ein jeder macht's so gut er kann,
Und hört es sich auch mäßig an,
Ich kann es doch verstehen“.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 18

Rahel schwieg immer noch, aber nun verglich sie wieder in Gedanken Sidney mit Johannes, dessen Bild ihr wie aus weiter Ferne verschleiert erschien. Wie schön doch Sidney war, schöner als schön. Er glich den alten, nordischen Helden. Nein, den Helden nicht, gar nicht, aber einem Bild, das sie gesehen, dem Bild eines Schlittschuhläufers, mit dunkler Haut und hellen Augen, mit weißen Zähnen und schlanken Hüften. Dem glich er, und sie wurde rot, wenn sie daran dachte, daß sie dreimal an einem Nachmittag unter den Bogengängen der Stadt herum spaziert war, nur um das Bild ungestört betrachten zu können, von dem sie jedesmal gedacht, daß sie das Urbild kennen möchte. Der auf dem Bild hatte auch so ausgesehen, als ob er jemand gleich küssen möchte, und „Herzensrahel“ so warm und schmeichlerisch sagen, so wie Sidney es getan. Aber das war ein Bild gewesen, und ruhig hatte man es betrachten können, ohne ein schlechtes Gewissen haben zu müssen, und ohne sich vor sich selbst zu schämen, denn Bilder sind ohne Leben und verpflichten zu nichts.

„Rahel“, sagte plötzlich Sidney, „wollen wir weiter gehen? Ich denke, sie warten auf uns. Gib mir dein Täschchen, auf gute Freundschaft. Von heiligen Händen darf ich ja nicht reden.“

„Kannst du nicht einfach ‚Hand‘ sagen?“ fragte Rahel, und nun lachte sie, und lief wie erlöst durch das Tor des weißen Hauses. —

Vollendeter konnte kein Kuchen ausfallen als der, den Ottilie Lenz zu Ehren ihres Neffen gebacken, kunstvoll mit einem großen Stern geschmückt und mit unzähligen Mandeln gespickt hatte. Daraus, daß die Zuckerschale mit den Engelsköpfchen und den Bocksfüßen auf dem Tisch stand, konnte Sidney ermessen, wie willkommen er im Hause der Frau Adeline Petitpierre war. Er hätte es auch leicht daraus ersehen können, daß Caroline in dem Häubchen mit der doppelten Krause und den engen Manchetten an der Türe stand, lang und schwarz, nur erhellt durch ein weißes Schürzchen. Sie wartete vornehm und durchaus stilgerecht auf den Besuch, auf den sie noch vor wenigen Jahren, als auf einen unnützen Jungen, herunter gesehen hatte.

Ottilie ging Sidney bis zur Türe entgegen und streckte ihm ihre warmen Hände hin. Sie verglich ihn sofort mit dem seligen Brecht, der durch die Länge der Zeit, die vergangen war, seit er sie von sich befreit hatte, immer schöner geworden war. Sie war aber gerecht genug, die Parallele zugunsten Sidneys ausfallen zu lassen, schon darum, weil

er ein Künstler war und ihr Brecht „nur“ seine „genialen Seiten“ gehabt hatte.

Frau Adeline Petitpierre trat mit selbstbewußter Würde ihrem Neffen entgegen, der ihr auf so schlagende Weise bewiesen hatte, daß auch aus durchgebrannten Gliedern der Familie etwas Rechtes werden konnte. Sie war ihm aufrichtig dankbar dafür und gedachte ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen. Vorläufig wunderte sie sich darüber, wie gut sich Sidney entwickelt hatte. Aus dem langbeinigen Burschen war ein schöner und geschmeidiger Mann geworden, dessen Augen forschend, lachend und ein wenig hochmütig über sie hinglitten. Er verbeugte sich. „Tante Adeline“ und küßte ihre Hand. Sie wußte nicht, ob er ihrer spotte, doch sah sie sofort, daß die ungewohnte Ehrung nur ihre eigene Haltung spiegelte. Sie war zufrieden mit Sidney und wünschte es ihm zu zeigen, daß sie vollkommen ausgehöhlt sei mit seiner allerdings rücksichtslosen und unpassenden Klucht. Sie machte eine Andeutung, daß auch heute noch die Kraft, die aus Bösem Gutes zu schaffen imstande sei, sich betätige, und daß über dem kurzen, menschlichen Verstand und Handeln ein Teil göttlicher Annsicht walte.

„Warum sollte denn in menschlichem Tun nicht schon ein Teil göttlicher Weisheit enthalten sein?“ fragte Sidney.

Adeline schwieg verblüfft. Durfte Sidney sich vermessen, göttliches und menschliches Tun zusammenfallen zu lassen? Aber sie nahm das Thema nicht auf. Sie wünschte, daß dieser erste Besuch in Bellerive vollkommen harmonisch verlaufe und eröffnete Sidney, daß sie während der Dauer seines Aufenthaltes ein Pferd für ihn gemietet habe, das ihr als feurig und gut zugeritten empfohlen worden sei. Uebrigens gedenke sie mit Rahel und ihm auszureiten und wolle dazu das Wagenpferd benutzen, das genüge, da es eigentlich als Reitpferd eingestellt worden. Rot vor Freude nahm Sidney dankbar Adelines Anerbieten an und bat, schon morgen mit ihr und der kleinen Rahel ausreiten zu dürfen, was Adeline, angeregt und erfreut durch die gute Haltung ihres Neffen, gerne gestattete.

So ritten sie am nächsten Tag zu vieren durch die Felder, Adeline mit Sidney voran, Rahel mit Belusa hinter ihnen. Lang wehten die Reitkleider der Damen, die beide elegant und mit tadellosem Sitz ihre Pferde regierten. Ungewöhnlich glänzten Adelines Augen. Sie freute sich, die Kunst, die sie von klein auf geübt, und die sie nie hatte einrosten lassen, vor jemand zu entfalten, der offenbar deren Feinheiten empfand. Sidney ritt gut, das sah sie. Auch er brauchte nicht zu heucheln, um ihr seine Bewunderung auszusprechen und die große Eleganz und zähe Kraft zu preisen, deren sie sich immer noch zu erfreuen hatte. Lautlos trabten die Pferde über den weichen Feldweg. Da flog plötzlich Rahels Pferd an Adeline und Sidney vorbei. Die zierlichen Hufe berührten in Rhythmen den Boden, der volle, silbershimmernde Schweiß peitschte Rahels dunkles Reitkleid. Ihre biegsame Gestalt bog sich in der Raschheit der Bewegung, und der stolze Kopf, der entgegen der herrschenden Mode nur eine Mütze trug, neigte sich, seiner Gewohnheit gemäß, leicht zur Seite.

„Rahel reitet wundervoll“, sagte Sidney begeistert. Adeline schwieg. Das Gefühl, dem sie keinen Namen zu geben wußte, ein zorniger Widerwille, der sie schon einige

Male Rahel gegenüber beherrscht hatte, stieg wieder in ihr auf. „Sie reitet, als hätte sie Fürstenblut in den Adern“, fuhr Sidney fort.

„Brechts Tochter, Fürstenblut“, rief Adeline, innerlich voll Hohn. Sie hatte sich aber so in der Gewalt, daß ihrer Stimme auch nicht die leiseste Gereiztheit anzumerken war. —

„Ich meine, daß die Familie sich nicht zu beklagen hat“, fuhr Sidney fort. „Nichts läßt einen vermuten, daß Zügellosigkeit und...“

„Gemeinheit“, fiel Adeline ein.

„Und Gemeinheit auf Brechts Tochter übergegangen sei“, gab Sidney zu bedenken.

„Sie hat noch nie geliebt“, sagte Adeline mit Sicherheit. „Das ist die Klippe. Warten wir es ab, wie sie sich da bewähren wird, ob das Schwendtsche Blut Sieger bleibt, oder das eines Brecht Lenz.“

„Vielleicht“ — meinte Sidney nachdenklich — „schwingt sich die Natur zu einem Meisterstück auf und schafft ein Vollendetes aus Gegensätzen.“

„Ich hoffe es“, sagte Adeline kühl. Weiter trabten die Pferde und weiter. Sidney genoß von Herzen die ihm seltsamer gewordene Freude. Plötzlich setzte Rahel über eine der niederen Heden, die die Felder überall trennten, sprang über Gräben und Steinhaufen, die an Rändern lagen, trieb allerlei Mutwillen und mochte, ohne es sich bewußt zu werden, vom Wunsch getrieben sein, vor Sidney zu glänzen. Endlich ritt sie auf die beiden andern zu.

„Das war eine glänzende Vorstellung“, rief ihr Sidney zu. Belusas Neuglein glänzten, er sicherte laut genug vor sich hin, daß Adeline sich unzufrieden umdrehte.

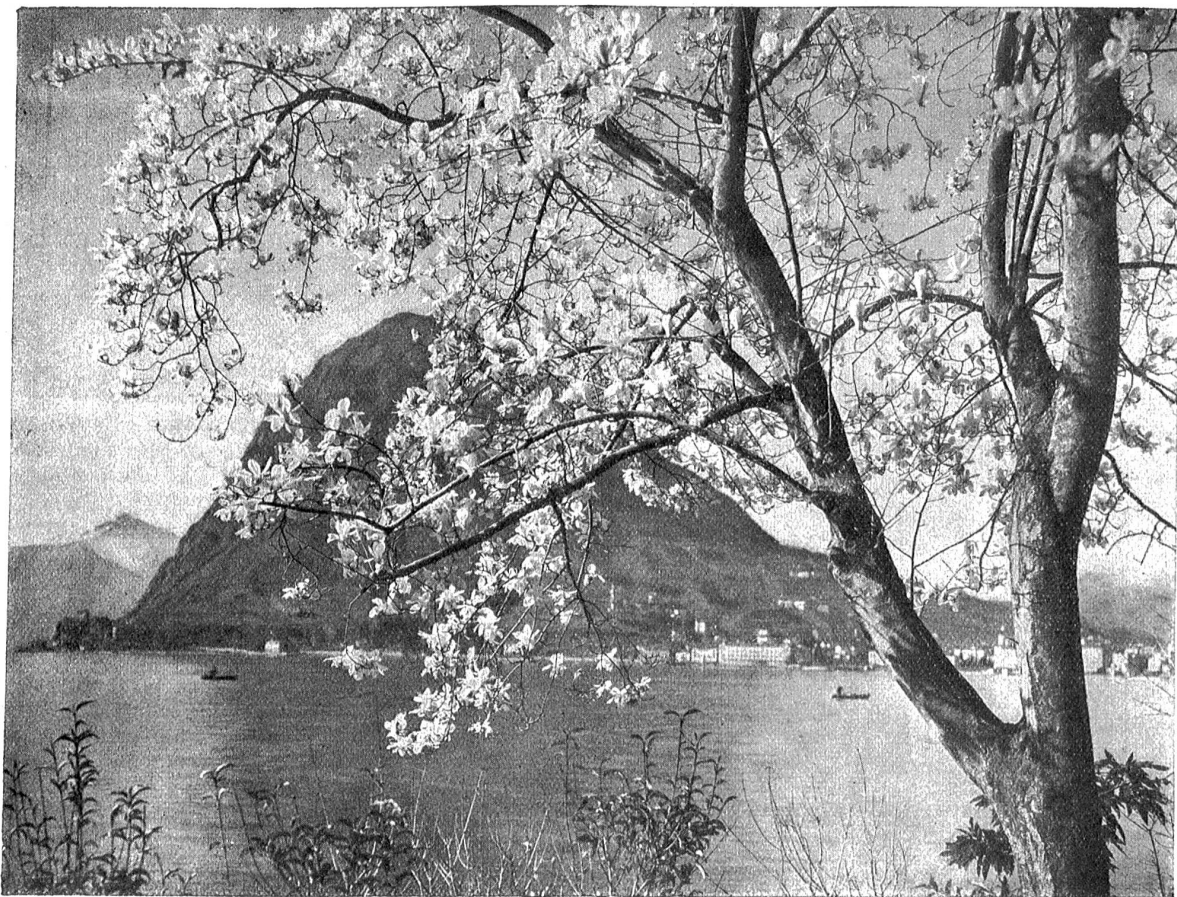
„Ja, eine wahre Zirkusvorstellung“, rief sie, zu Rahel gewendet.

„Sollte ich nicht? Es sah mich ja niemand als ihr“, fragte Rahel erschrocken. Sie kannte den Ton. Aengstlich schaute sie nach den Augen der Tante.

„Im Gegenteil“, rief Sidney vorwichtig, „du könntest in jedem Zirkus einer Hauptstadt reiten.“ Er drängte sein Pferd neben das Rahels, Adeline bemerkte es sofort, und hielt das ihre zurück.

„Reitet voraus“, rief sie. „Ich bin müde. In der Sommerau treffen wir uns.“ Rasch ritten die beiden davon, in ausgelassenen Galopp verfallend.

Adeline sah ihnen nach. Da ritt Jugend, da ritt Schönheit, da ritt Kraft, Uebermut, glücklicher Leichtsinns. Der heftige und rätselhafte Schmerz, dem Adeline einen Namen zu geben sich scheute, wurde wieder lebendig in ihr, der Kühlen, Stolzen und Unnahbaren. Ihr Herz klopfte heftig, und es traten ihr Tränen in die Augen, deren Ursache sie im Augenblick, da sie sie fühlte, verleugnete. Aber es schien ihr plötzlich, als sei sie unendlich einsam. Als stehe sie allein, außerhalb des Lebens, als sei sie von jeher dem, was das Leben des Daseins wert mache, fern gestanden. Ihr war, als umfange sie eine ungeheure Leere, eine eilige Einsamkeit, als sei sie in einem Glassarg gelegen, dessen durchsichtige Wände sie von jedem Lebensgenuß abgeschlossen hatten, und die es den Lauten des Lebens unmöglich gemacht, bis zu ihr, der Leblosen, zu dringen. Heiße Angst, Zorn, Bitterkeit stieg in ihr empor. Wie mit Blitzesschnelle



Frühling in Lugano-Paradiso.

wurde ihr klar, daß sie um das Glück betrogen worden. Durch wen, durch was? Durch wessen Schuld? Sie wußte es nicht. Vielleicht war sie selbst es, die sich im Lichte gestanden. In ihrem Denken wirbelte es chaotisch und schmerzhaft. Ihr schien, daß sie Jahre durchlebe, und daß ihre ganze Vergangenheit wertlos gewesen, die Gegenwart schal und die Zukunft trostlos. Sie sagte sich mit grausamer Deutlichkeit, daß nichts mehr zu ändern sei, nichts mehr zu hoffen und nichts gut zu machen. Mit einer Klarheit, die sie wie ein Schicksal überfallen, merkte sie, daß sie jenseits von allem stand, was sich in ihr regte. Es erfaßte sie eine dunkle, drückende Schwermut, die sich wie eine ungeheure Last auf ihre Seele legte, die nach allen Seiten einen Ausweg suchte, um dem Schicksal der Erkenntnis zu entfliehen.

Immer langsamer ritt sie, ritt den Weg im Schritt zurück, den sie gekommen, ritt ihn noch einmal, und wieder zurück. Der erstaunte Belusa hinter ihr.

Unter dem unbarmherzigen Wolkenbruch ihrer neuen Gedanken und Gefühle wurde sie blaß und müde. Sie zwang sich zur Ruhe. Als der Sturm sich endlich legte, wußte sie eines: daß sie, beneidet und bewundert, mitten in Reichtum und Selbständigkeit stehend, dennoch arm war, da ihr das größte Glück, das Menschen ersehnen, die Liebe, versagt geblieben. Und sie wußte das andere, daß keine, keine einzige Stunde ihres Lebens der Sehnsucht nach diesem Gut gewidmet sein durfte. Sie unterdrückte gewaltsam ein heftiges Schluchzen. Belusa sollte nicht sehen, daß auch nur ihre Schultern zuckten. Sie redete sich, hob den Kopf

und ritt langsam und lächelnd auf Rahel und Sidney zu, die unter dem mit rotem Herbstlaub umkränzten Torbogen der Sommerau warteten, die frohen Gesichter ihr lachend zugewandt.

Sidney war nicht nach Bellerive gekommen. Er machte widerwillige „Tantenbesuche“. Rahel wollte seine Abwesenheit benutzen, um ein paar Stunden mit Johannes zu verbringen, der sich sehr hatte bescheiden müssen. Rahel warf es sich vor, wenn sie abends allein in ihrem Zimmer war und klagte sich bitterer Treulosigkeit an. Sie pflückte einen Korb mit Früchten und bettete die auserlesensten Trauben, die weichsten Pfirsiche, die süßesten Birnen auf dunkelrotes Herbstlaub, steckte Büschel von Athern und Salvien dazwischen und umwand den Henkel mit Ranken. Karoline begleitete sie zu dem Hause der Attinger und trug ihr den schweren Korb, den Laute der Begeisterung begrüßten.

(Fortsetzung folgt.)

Ursprung der Rose.

Den Rosenzweig benagt ein Lämmlein auf der Weide;
Es tut's nur sich zur Lust; es tut's nicht ihm zu Leide.
Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezackt
Ein Flöckchen Wolle nur; es ward davon nicht nackt.
Das Flöckchen hielt der Dorn in scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr Nest.
Sie sprach: „Tu auf die Hand und gib das Flöckchen mir,
Und ist mein Nest gebaut, sing ich zum Danke dir.“
Er gab, sie nahm und baut', und als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros entsprungen.

Friedrich Rückert.